

Weihnachtsmenschen. Winterleute.

Frohe Weihnachten. Die immergleiche Routine spult sich ab, auf den Straßen und Plätzen, in den Geschäften und auf den Bildschirmen, in den Magazinen, den Spendenaufrufen und auch in den Köpfen der Menschen, die wie im Zeitraffer durch die Vorweihnachtstage eilen. Blicke stehen, käme es mir so vor, als schaute ich in ein Fenster der „second world“, ein Aquarium, ein in sich geschlossenes System. Eine Versuchsanordnung. Doch indem ich weiter eile, reihe ich mich ein in die gesichtslosen Reihen der Jahresendstimmungswanderer. Auf dem Weg zum Stern. Oder zum Stall? Ich verlangsame meine Schritte und sehe, dass der eine und die andere vom ausgetretenen Pfad abzweigt und, eine einsame Spur im Zeitsand zeichnend, einem anderen Horizont zustrebt. Ich hole sie ein, geh ein Stück Wegs an ihrer Seite.

Herbert. „Weißt du, es gibt Momente, die kannst du nicht wiederholen. Die sind so gut, die sind so echt, die sind einmalig. Ich bin wieder nach Matala gefahren, ich wollte für immer in den Höhlen leben, mit den Hippies. Aber da war dann schon alles anders. Die haben mir meinen roten Schlafsack geklaut! Aus der Höhle. Und die Bullen haben mich durchs Dorf getrieben. Und dann haben sie mich in ihr Auto gezerrt und auf mich eingeschlagen. Zu fünft!“ Herbert schaut durch mich hindurch, auf die staubige Landstraße, in die von der weißheißen Sonne schwarz gebrannten Felsenlöcher. Seine Freunde sagen, so oft, wie der von Griechenland redet, das ist nicht gesund. Der ist dort geblieben, irgendwie. Nicht mitgelaufen mit den Jahren, die die Zeit an ihm in grauen Zotteln herabhängen lässt, heute. Immerhin, er hat sich seine Höhle eingerichtet, hier. Mitten in der Vorstadt. Das Etagenkleid so grün wie der Tang am Strand von Matala. Die beiden Zimmer schwer von indischen Tüchern. Sie hängen mehr dürrig als nötig vor den Fenstern, liegen auf der Matratze und bedecken flüchtig einzelne Regalbretter. Darauf lehnen Marx und Geronimo Rücken an Rücken. Das Wasser schwappt in einer Plastikwanne neben zwei Kochplatten auf einem verwackelten

Holzgestell. Gerade erst hat Herbert die Zimmer neu dekoriert. „Drei Wochen hab ich dazu gebraucht“. Er sagt es mit lächelndem Stolz, erzählt vom Sperrmüllfund des Gartentisches wie von einem Fischzug. Inselleben. Und die Wand hinterm Holzofen hat er auch frisch bemalt. Kleine Tipis, gelbe Dünen. Wintersonne steht darüber. In roter Schnörkelschrift. Während blutiger Wein aus Literflaschen kaum die abgeschlagenen Glasränder berührt, schleift der schleppende Singsang alter Mafialieder die Atemluft scharf. „Zu fünft sind sie über mich hergefallen. Aber nach einer Nacht mussten sie mich wieder freilassen, sonst hätte ich meine Papiere aufgegessen.“ Auch mit halb verdautem Pass hat Griechenland seine Identität verschluckt. Vor gut fünfundzwanzig Jahren. Seitdem lebt Herbert, der Sozialpädagoge, nun hier. Fährt nachts Taxi und träumt sich tags aus der Kälte des Vorweihnachtswinters in seinen Sommer zurück. Es geht ihm gut.

Christos. „Was machen wir denn heute?“ „Auf keinen Fall dasselbe wie letztes Mal. Das war nichts für mich.“ „Ach geh, Mädchen, dann hast du dir keine Mühe gegeben. Das ist genau das Richtige für dich. Du wirst schon sehen!“ Keine Chance, gegen Christos zu argumentieren. Er ist der Künstler. Ich gebe meinen Kopf in seine Hände und genieße die rhythmische Berührung der kreisenden Finger. „Und, was geht do ab, an Weihnachten?“ frage ich ihn, eingedenk der Generationen legendärer Gespräche im Friseursalon. Angeblich wurden ja ganze Kriege verloren oder gewonnen, zwischen einer Rasierklinge und einer Handvoll Seifenschaum. „Heute kommen meine Geschwister aus Athen. Mein Vater holt sie vom Bahnhof ab.“ „Ja gratuliere. Das wird ja ein richtig großes Familienfest!“ „Ja“ sagt Christos und lächelt mich an. Freundlich, mit diesem dunklen Glanz in den Augen, der aussieht, als flösse die Farbe aus ihnen heraus, beim nächsten Wimpernschlag.